

DAS JÜDISCHE MUSEUM BERLIN -

Ein außerschulischer Lernort

Das Jüdische Museum Berlin präsentiert in der Dauerausstellung „Zwei Jahrtausende Deutsch-Jüdische Geschichte“ in einzelnen Epochenbildern die Geschichte jüdischen Lebens von den Anfängen im Mittelalter bis in die Gegenwart. Es ist jedoch nicht nur historisches Museum, sondern darüber hinaus auch ein Ort mit kultureller und soziopolitischer Bedeutung. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit lehrt, den Blick auch auf die gesellschaftlichen Probleme der Gegenwart und der Zukunft zu lenken. Deshalb entsprach es dem Tagungsthema „Zusammenleben lernen - in kultureller Vielfalt“, dass sich eine Arbeitsgruppe der 42. Jahrestagung der *unesco-projekt-schulen* dafür entschieden hat, das Jüdische Museum Berlin zu besuchen und sich intensiv mit den Inhalten der Ausstellung und den museumspädagogischen Programmen auseinander zu setzen.

Ein Rundgang durch den Libeskind-Bau

Einführend nahmen die Arbeitsgruppenteilnehmer(innen) an einem Rundgang durch die

Dauerausstellung teil, der das Museum in seiner Gesamtheit vorstellte. Die Führung beginnt mit der architektonischen Verortung der Gebäude: vom barocken Altbau des ehemaligen Kammergerichts führt der Weg in das unterirdische Achsensystem des außergewöhnlichen Gebäudes von Daniel Libeskind. „Between the lines“ nannte Libeskind seinen Museumsentwurf, der sich als Grundstruktur zwei Linien denkt: „Eine Linie ist gerade, aber in viele Fragmente zersplittert, die andere windet sich um diese Gerade und setzt sich unendlich fort“ (Daniel Libeskind). An den Schnittstellen dieser Linien durch das Gebäude befinden sich sogenannte „voids“: Leerstellen, die das gesamte Museum vertikal durchdringen. Sie wollen dazu auffordern, die Auslöschung jüdischen Lebens in Deutschland durch die Nationalsozialisten mitzudenken und sich diesen Verlust stets zu vergegenwärtigen. Es gibt drei Achsen im Untergeschoss, in denen die Architektur das Schicksal der deutschen Juden im 20. Jahrhundert versinnbildlicht: die Achse des Exils, die Achse des Holocaust und die Achse der Kontinuität, durch die man in die Ausstellungsräume gelangt.





Das Jüdische Museum in Berlin aus der Vogelperspektive



Der „Exilgarten“ des Jüdischen Museums Berlin

Die Ausstellung

Dort angekommen wird man von einem Granatapfelbaum empfangen, dem als Symbol für Fruchtbarkeit und reichen Segen im Judentum eine wichtige Bedeutung zukommt. Das älteste zu betrachtende Exponat ist die Abschrift eines Erlasses von Kaiser Konstantin an den Kölner Magistrat aus dem Jahr 321. Darin wird verfügt, dass die Juden in die Kurie, das Stadtr Regiment, berufen werden konnten. Eine Ehre, die mit einer hohen Steuerbelastung einherging. Der Blüte jüdischer Gemeinden im Mittelalter folgt die Darstellung jüdischen Lebens auf dem Land und als Hoffaktoren in der Frühen Neuzeit. Die Aufklärung und das aufstrebende Bürgertum illustrieren das Ringen um Emanzipation, das 1871 mit der Gründung des Deutschen Reiches als rechtliche Gleichstellung der Juden seinen Abschluss fand. Daran schließen sich die Anfänge von Moderne und Urbanität an, eine Zeit, in der die junge Hauptstadt Berlin eine große Anziehung auf die jüdische Bevölkerung ausübte. Die rasante Entwicklung in Wirtschaft, Technik, Wissenschaft und Kultur ließ Berufsfelder und Branchen entstehen, in denen sich Juden vielfältige Erwerbsmöglichkeiten boten - jedoch immer im Spannungsfeld zwischen dem Wunsch nach Ansehen und Anerkennung einerseits, Diskriminierung und Verleumdung andererseits. Alle Hoffnungen auf die tatsächliche gesellschaftliche Integration wurden schließlich mit dem Anbrechen der nationalsozialistischen Herrschaft zunichte gemacht.

Die Zeit des Nationalsozialismus – Archivstudium und Gespräch mit einem Zeitzeugen

Als Schwerpunkt der Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus fand im Archiv des Jüdischen Museums ein Workshop statt. Fast ein Drittel der Ausstellungsexponate stammen aus diesem Archiv. Dazu gehören Dokumente, z.B. Tagebücher und Fotografien, die in ihrer Vielfalt das Schicksal zahlreicher deutscher Juden während dieser Epoche veranschaulichen. Die meisten dieser einzigartigen Zeugnisse wurden von Privatpersonen gestiftet – Menschen, die aus Deutschland flüchten mussten, die den Krieg versteckt oder in den Konzentrationslagern überlebten. Sie sehen das Museum als Ort, an dem die Erinnerung an ihr Schicksal und das ihrer Familie gut aufbewahrt ist.

In der Arbeitsgruppe stand die Biografie des in Berlin lebenden Zeitzeugen Manfred Joachim im Mittelpunkt, die themenbezogen von den Teilnehmern anhand von originalen Dokumenten



recherchiert wurde. Bei der anschließenden Präsentation der Arbeitsergebnisse der Gruppe war Herr Joachim persönlich anwesend und konnte Informationen ergänzen und von seinen persönlichen Erfahrungen berichten. Die diskutierten Themen waren Jüdische Schulen in der Zeit des Nationalsozialismus, Mischehen, Widerstand und Zwangsarbeit.

Manfred Joachim wurde 1925 in Berlin als der dritte von fünf Brüdern geboren. Er besuchte zunächst eine allgemeine Volksschule, wechselte 1938, nachdem jüdischen Kindern der Besuch allgemeiner Schulen verboten worden war, in die Jüdische Schule in der Rykestrasse und 1940 für kurze Zeit in die Jüdische Schule in der Choriner Straße. Er hatte sportliche und musikalische Interessen, spielte Handball, boxte und besuchte die Jüdische Private Musikschule Hollaender. Dort finanzierte ihm die Jüdische Gemeinde ein Posaunenstudium.



Historische Dokumente, mit denen die AG arbeitete

Manfred Joachim war das Kind einer sogenannten „Mischehe“. Sein Vater war Jude, seine Mutter erst aufgrund ihrer Heirat zum Judentum konvertiert. In der Anschauung der Nationalsozialisten galt sie dennoch als „Arierin“ und bot so ihrem Ehemann und ihren Söhnen einen gewissen Schutz vor der Deportation. Da Manfred Joachim und seine Brüder Mitglieder der Jüdischen Gemeinde zu Berlin waren, wurden sie als „Geltungsjuden“ eingestuft und Manfred Joachim musste ab 1941 Zwangsarbeit leisten, unter anderem in der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik. Im Zuge der „Fabrikaktion“ wurde er im Februar 1943 verhaftet und in der Rosenstraße gefangengehalten. Am 6. März 1943 wurde er wieder entlassen und arbeitete danach bis zum Kriegsende bei der Deutschen Reichsbahn. Manfred Joachims Bruder Heinz war in der Widerstandsgruppe Herbert Baum aktiv, ein kommunistisches Forum, das im Mai 1942 einen Anschlag auf die Propagandaausstellung „Das Sowjetparadies“ im Berliner Lustgarten verübte. Obwohl nur geringer Sachschaden entstand, wurden mehr als 20 Menschen verhaftet und hingerichtet, so auch der 23-jährige Heinz Joachim und seine Ehefrau Marianne. Nach 1945 war Manfred Joachim wieder vermehrt als Musiker tätig, 1946 gründete er seine eigene Band „Swing Trio“. 1947 wanderte er mit seiner Mutter und seinen drei Brüdern Rudi, Werner und Gerhard gemeinsam nach Uruguay aus. Er arbeitete dort in der Schokoladenfabrik seines Onkels, wurde Mitglied der

„Asociación Uruguaya de Musicos“ und außerdem Sportredakteur bei der Zeitschrift „Guanes de Oro“. 1959 beschloss die Familie auf Drängen der Mutter nach Deutschland zurückzukehren. Seitdem lebt Manfred Joachim in Berlin. Er arbeitete zunächst bei einer elektrotechnischen Firma und machte sich 1979 mit einem Softwareunternehmen selbständig. 1993 ging er in den Ruhestand.

Vor einigen Jahren nahm Manfred Joachim Kontakt zum Jüdischen Museum Berlin auf. Er stellte dem Museum seine persönlichen Dokumente zur Verfügung, die auf eindrucksvolle Weise sein Leben in der NS-Zeit und das Schicksal seiner Familie dokumentieren. Als Zeitzeuge nahm er inzwischen an zahlreichen Gesprächen mit Schüler(inne)n und anderen Gruppen teil.

Jüdische Religion – islamische Religion

Um das Tagungsthema auch zeitgenössisch zu fokussieren, widmete sich die Arbeitsgruppe abschließend der religionsgeschichtlichen Perspektive der Ausstellung.

Die Führung „Ist das im Islam nicht auch so?“ thematisiert Berührungspunkte und Konvergenzen, aber auch Differenzen zwischen jüdischer und islamischer Religion und Tradition. Als Aspekte der Führung seien hier beispielhaft die Auseinandersetzung mit dem Koran und der Tora als Grundlagen der Religionen benannt sowie die jeweiligen Speisevorschriften und das Beschneidungsritual.



Der Zeitzeuge Manfred Joachim berichtete der AG über das Schicksal seiner Familie

Wie für die Juden die Tora und für die Christen die Bibel, ist für die Muslime der Koran die heilige Schrift. Nach islamischem Glauben gilt sie als die letzte und abschließende Offenbarung Gottes, der sie dem Propheten Mohammed in arabischer Sprache diktiert hat. Da der Islam erst im 6. Jahrhundert nach der christlichen Zeitrechnung entstanden ist, greift er auch auf Traditionen zurück, die aus dem Judentum und dem Christentum bereits bekannt waren. Tora, Bibel und Koran sind von daher nicht nur die drei zentralen Bücher dieser drei großen monotheistischen Religionen, sie sind auch inhaltlich eng miteinander verknüpft. Biblische Erzählungen und Figuren finden sich auch im Koran wieder: Adam wird als erster Mensch angenommen, der zugleich erster Prophet ist und die „Kaaba“, das in Mekka befindliche zentrale Heiligtum des Islams, erbaut haben soll. Nach seinem Tod geriet die Kaaba in Vergessenheit und wurde durch göttliche Fügung von Abraham und seinem Sohn Ismael wiederaufgebaut. Ismael war der erstgeborene Sohn Abrahams, den er mit der Ägypterin Hagar gezeugt hatte. Über ihn läuft die Verwandtschaftslinie. Abraham gilt im Islam ebenfalls als Prophet, er ist jedoch weder Jude noch Christ oder Muslim, sondern wird als erster Monotheist gesehen. Auch Jesus kommt als dem Propheten Isa im Koran eine Bedeutung zu. Eine sprachliche Verwandtschaft weisen auch die semitischen Sprachen hebräisch und arabisch als Bibelhandschriften auf. Das Arabische wird ebenso wie das Hebräische von rechts nach links geschrieben und gelesen, kurze Vokale werden in der Schrift vernachlässigt. Sowohl die Tora als auch der Koran werden deshalb vokalisiert, um den Text vor falscher Tradition und Interpretation zu schützen.

Im Judentum und im Islam sind religiöse Speisevorschriften ein tragendes Element der Tradition. Die im Judentum erlaubten Speisen werden als „koscher“ (rein) bezeichnet, die im Islam zulässigen als „halal“ (erlaubt). Die Speisegesetze sind nicht identisch, jedoch gibt es einige Parallelen. So ist Schweinefleisch Juden und Muslimen gleichermaßen verboten, andere Tiere, etwas Rinder oder Geflügel, müssen geschächtet werden, da Blut im Allgemeinen als unrein gilt. Im Judentum ist das rituelle Schlachten der Tiere nur dem „Schochet“, einem professionellen Schächter erlaubt. Der Schlachtprozess folgt festen Regeln, die darauf bedacht sind, das Tier möglichst schnell und schmerzfrei zu töten und es dann vollständig ausbluten zu lassen. Im Islam wird das Tier beim Schächten in Richtung Mekka gedreht und ein Segen wird gesprochen. Wenn diese Gebote beach-

tet werden, können Tiere auch von einem Nicht-Muslimen geschächtet werden. Im Unterschied zu den Juden dürfen Muslime Fleisch und Milch zusammen verspeisen. Der Genuss von Alkohol ist Juden erlaubt, Muslimen aber streng verboten. Zu den Speisevorschriften zählt im islamischen Sinn auch die Versorgung armer und Hunger leidender Menschen. Das Teilen der Nahrung mit Bedürftigen ist eine religiöse Pflicht.

Jude ist, wer eine jüdische Mutter hat. Muslim ist, wer einen muslimischen Vater hat. Im Judentum wie auch im Islam ist es möglich, zur Religion zu konvertieren, im Judentum muss sich der Konvertit jedoch lange Zeit mit der Lehre auseinandersetzen und seinen Willen zur Konversion immer wieder unter Beweis stellen, bevor ihm ein Übertritt erlaubt wird. Im Islam genügt es, dass der Konvertit vor Zeugen das islamische Glaubensbekenntnis, die „schahada“, dreimal wiederholt. In beiden Religionen gibt es Initiationsriten, welche die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft öffentlich zum Ausdruck bringen, so zum Beispiel die Beschneidung der Männer. Bei den Juden erfolgt die Beschneidung von Knaben grundsätzlich am 8. Tag nach der Geburt. Die „brit mila“ gilt als „Zeichen des Bundes“ zwischen dem Menschen und Gott. Sie wird von einem „Mohel“ ausgeführt, der mehrere Jahre lang ausgebildet wird, um Beschneidungen durchzuführen. Der Mohel ist in vielen Fällen auch Arzt. Im Islam erfolgt die Aufnahme des Neugeborenen in die Gemeinschaft am 7. Tag nach der Geburt im Rahmen eines Namensfestes. Die Beschneidung gilt als Initiationsfeier und findet meist zwischen dem 6. und dem 11. Lebensjahr statt. Obwohl grundsätzlich alle muslimischen Männer beschnitten werden, wird diese Tradition im Koran nicht ausdrücklich als religiöse Pflicht erwähnt. Sie ist vielmehr eine Tradition, die neben der Hochzeit als die wichtigste Feier im Familienkreis betrachtet wird. Die Jungen werden festlich gekleidet und im großen Kreis mit vielen Geschenken gefeiert.

Unser herzlicher Dank gilt der Arbeitsgruppe, die mit ihrem großem Engagement und ihrer Diskutierfreudigkeit ganz wesentlich zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen hat. Die gute Atmosphäre bei der Vertiefung der einzelnen Themenaspekte ließ die Projektarbeit für alle Beteiligten zu einer bereichernden Erfahrung werden.

*Nina Ritz
Bildungsreferentin des Jüdischen Museums
Die Arbeitsgruppe wurde von Nina Ritz und*